

Inhalt

Einleitung	7
I. Krieg und Frieden	
Die Natur des Krieges bestimmt sein Ende	19
II. Kontingente Dynamik	
Echte Entscheidungsschlachten sind selten, und je länger ein Krieg dauert, desto schwieriger wird seine Kontrolle	35
III. Die Suche nach dem richtigen Ausgang	
Ein «fauler Frieden» kann den Krieg verlängern	51
IV. Das lange Ende	
Wer noch Chancen auf dem Schlachtfeld sieht, wird den Kampf fortsetzen, solange es geht	71
V. Planung und Prognose	
Verfügbare Ressourcen bestimmen den Kippmoment von Kriegen, aber nicht unbedingt die Einsicht der Akteure	87
VI. Verlängerte Waffenstillstände	
Nicht jeder Krieg endet mit einem formalen Frieden	105

VII. Die Ambivalenz der Zeichen	
Es gibt keinen Frieden ohne Kommunikation, und wer die Besiegten demütigt, macht den Frieden zum Waffenstillstand	123
VIII. Fallhöhe und Desillusionierung	
Den Frieden mit Erwartungen zu überfordern, kann die Schatten eines Krieges verlängern	139
IX. «Doing peace»	
Wenn die Verträge unterschrieben sind, beginnt die Arbeit am Frieden	157
X. Paradoxe Enden	
Nicht jeder Sieg ist ein Gewinn, und manche Niederlage wird zur Chance	173
Anmerkungen	187

Einleitung

Für Onoda Hirō endete der Zweite Weltkrieg erst im März 1974, 28 Jahre und sechs Monate nach der bedingungslosen Kapitulation Japans, die Vertreter der Kaiserlichen Regierung am Vormittag des 2. September 1945 auf dem Deck des amerikanischen Kriegsschiffs USS Missouri in der Sagami-Bucht bei Tokio vollzogen hatten. Geboren 1922, hatte Onoda als Leutnant in den japanischen Streitkräften gedient und war 1945 auf der philippinischen Insel Lubang stationiert gewesen. Bei der Eroberung der Insel durch amerikanische Truppen im Februar 1945 starb der Großteil der japanischen Soldaten bei den Kämpfen oder wurde gefangen genommen. Onoda und drei seiner Kameraden jedoch gelang die Flucht in den Dschungel. Dort entdeckten sie in den kommenden Monaten zwar Flugblätter, auf denen japanische Kommandeure über die Kapitulation Japans berichteten und die verbliebenen Soldaten in ihren Verstecken aufforderten, sich zu ergeben. Doch Onoda und seine Kameraden hielten die Flugblätter für amerikanische Propaganda, um den Durchhaltewillen der japanischen Soldaten zu brechen. Als sich einer der vier Soldaten von der Gruppe entfernte und ergab, drangen zum ersten Mal Nachrichten über das Schicksal der versteckten Soldaten in die japanische Öffentlichkeit.¹

In den folgenden Jahren warf man über ihrem vermuteten Aufenthaltsgebiet immer wieder Flugblätter, persönliche Nachrichten und Bilder ihrer Angehörigen ab, die ihre Verwandten aufforderten, sich den Amerikanern zu ergeben. 1954 erschoss ein Suchtrupp bei einem Gefecht einen der drei verbliebenen Soldaten. Ein weiterer kam 1972 ums Leben, als er zusammen mit Onoda in einer Guerillaaktion die Reisvorräte lokaler Bauern

verbrannte. Nunmehr völlig auf sich allein gestellt, gab sich Onoda im Februar 1974 dem japanischen Studenten Suzuki Norio zu erkennen, der vom Schicksal des letzten japanischen Soldaten gehört hatte und daraufhin nach Lubang aufgebrochen war, um ihn zu suchen. Doch selbst jetzt schien es für Onoda unvorstellbar, sich ohne den Befehl eines Vorgesetzten zu ergeben. Nachdem Suzuki mit Beweisfotos nach Japan zurückgereist war und die Behörden informiert hatte, gelang es, Onodas ehemaligen vorgesetzten Offizier ausfindig zu machen. Erst als Major Taniguchi schließlich nach Lubang reiste, um seinem ehemaligen Untergebenen persönlich die Kapitulation Japans zu bestätigen, ergab sich Onoda im März 1974. Zu diesem Zeitpunkt verfügte er noch immer über sein Gewehr, rund 500 Schuss Munition und mehrere Handgranaten. Und noch immer trug er Teile seiner ursprünglichen Uniform, zu der auch das Gunto-Schwert gehörte. Es galt als wichtigstes Symbol seines Status als kaiserlicher Offizier und lehnte sich an die Kantana-Schwerter japanischer Samurai an. Ganz bewusst hatte die japanische Militärführung während des Zweiten Weltkrieges mit diesem Symbol den Bezug zum Ehrenkodex der Samurai und den Prinzipien des «Bushido» hergestellt.²

Obwohl Onoda und seine Kameraden zwischen 1945 und 1974 in ihren Guerillaaktionen und in Gefechten mit lokalen Bauern und Fischern über 30 Menschen getötet oder verletzt hatten, begnadigte ihn der philippinische Präsident Ferdinand Marcos. Nach Japan zurückgekehrt und bald als Kriegsheld verehrt, verfasste Onoda eine vielbeachtete Autobiographie, in der er versuchte zu erklären, was ihn angetrieben hatte.³ Er verwies vor allem auf die jahrelange Propaganda des japanischen Kriegsstaates, die eine Kapitulation von Offizieren unmöglich gemacht habe: «Als ich 1944 auf den Philippinen ankam, lief der Krieg für Japan schlecht, und zu Hause war das Wort ‹Hundert Millionen Seelen

sterben für die Ehre» auf jedermanns Lippen. Dieses Wort bedeutete, dass die japanische Bevölkerung wie ein Mann sterben würde, statt zu kapitulieren. Ich nahm das wörtlich und glaubte, dass viele junge Japaner meines Alters es ebenfalls wörtlich nahmen. Ich glaubte wirklich daran, dass Japan nicht aufgeben würde, solange noch ein Japaner am Leben war.»⁴ Das erklärte auch Onodas Reaktion auf die japanisch sprechenden Suchkommandos, die er und seine Kameraden für eine bewusste Täuschung des amerikanischen Gegners hielten. Denn hätte Japan den Krieg tatsächlich verloren, könnten – so die Vorstellung der geflohenen Soldaten – überhaupt keine Japaner mehr am Leben sein. Es war ein Denken, das die Kapitulation praktisch ausschloss.⁵

Onodas Schicksal mochte ein extremer Sonderfall sein, aber es verweist auf ein Grundproblem der Geschichte: Wie beendet man einen Krieg? Alle Kriege enden irgendwann, aber jeder Krieg hat sein ganz eigenes Ende – für Staaten und Gesellschaften, für Politiker, Diplomaten und Militärs, für den einzelnen Soldaten. Auf den ersten Blick scheint es viel leichter, den Beginn gewaltsamer Konflikte zu definieren als ihr Ende. Menschen assoziieren mit Kriegsanfängen fast immer dramatische, jedenfalls suggestive Anlässe, die historische Orientierung zu geben scheinen: den Prager Fenstersturz im Mai 1618 als Beginn des Dreißigjährigen Krieges, den ohne Kriegserklärung erfolgten Einfall preußischer Truppen in Sachsen 1756, der den Siebenjährigen Krieg einläutete, den Beschuss von Fort Sumter durch Truppen der amerikanischen Südstaaten zu Beginn des Amerikanischen Bürgerkrieges im April 1861, das Attentat von Sarajewo im Juni 1914, den Beschuss der Westerplatte in Danzig durch ein deutsches Schlachtschiff im September 1939 – oder den Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine am 24. Februar 2022. Doch diese scheinbar eindeutigen Ereignisse sagen wenig aus über die

langfristigen Ursachen, über Vorgeschichten, Eskalationsstufen und «points of no return». Nicht selten entfalten Kriegsanfänge auch erst aus dem Rückblick ihre mythische Qualität für Gesellschaften: Die Vorstellung einer euphorisierenden Kriegsbegeisterung, die im August 1914 partei- und klassenübergreifend ganze Gesellschaften erfasst habe, war in dieser Zuspitzung zweifellos ein Zerrbild, denn in vielen Teilen Europas demonstrierten Industriearbeiter und Gewerkschaften noch bis kurz vor Beginn der Kämpfe gegen den Krieg. Doch dieses nach 1918 im Gefühlshaushalt gerade vieler Deutscher fest verankerte «Augusterlebnis» markierte für viele Zeitgenossen ein kollektives Initialerlebnis, das umso heller leuchtete, je dunkler die Gegenwart seit 1918 erschien.⁶

Wenn schon dieser Blick auf Anfänge und Anlässe zeigt, wie leicht sich scheinbare Eindeutigkeiten in der historischen Betrachtung auflösen, dann gilt das noch viel mehr für das Ende von Kriegen. Die meisten historischen Wege in den Frieden waren verschlungen, sie wurden immer wieder verzögert und unterbrochen. Je länger ein Krieg dauerte, je mehr Opfer er über Monate und Jahre anhäufte, desto unübersichtlicher und widersprüchlicher verliefen sie. Wann und wie ein Krieg endet, dieser Prozess lässt sich jedenfalls nicht auf den Moment beschränken, in dem Sieger und Besiegte einen Waffenstillstand oder einen Friedensvertrag unterzeichnen. Dahinter stehen vielmehr meist komplizierte Verläufe: von einer ersten Waffenruhe über einen stabilen Waffenstillstand, einen Vorfrieden bis zu einer internationalen Friedenskonferenz und einem schließlich ratifizierten Friedensvertrag. Aber endet ein Krieg damit? Oder kündigt sich das Ende mit der aus Verlusten und Opfern gewonnenen Einsicht in die gegenseitige Erschöpfung von Ressourcen an, aus der schließlich eine rationale Einsicht in die Notwendigkeit des Friedens folgt und sich ein Fenster für die Diplomatie öffnet? Ent-

steht Frieden nicht erst mit einem vielleicht erst nach Jahren und Jahrzehnten wieder belastbaren Vertrauen und einer verlässlichen Kommunikation zwischen ehemaligen Gegnern? Gibt es stabilen Frieden ohne die Aussöhnung zwischen Individuen, Familien, Gemeinschaften, die Anerkennung von Opfern und Verbrechen, von Schuld und Schulden zwischen ganzen Gesellschaften? Ab wann weiß man verlässlich, ob ein Vertrag mit Unterschriften wirklich Frieden schafft, oder ob es sich lediglich um einen temporären Waffenstillstand handelt, eine taktische Atempause, um neue Ressourcen zu mobilisieren und den Krieg dann umso entschiedener fortzuführen?⁷

Ein erstes Zeichen zur Friedensbereitschaft auszusenden, erwies sich oft als besonders schwierig. Denn Friedenssondierungen unterliegen einer komplexen Psychologie. Die Erschöpfung der eigenen Ressourcen mochte ein Ende des Krieges nahelegen, aber der Gegner konnte in einem solchen Schritt genau jene Schwäche erkennen, die aus seiner Sicht für eine Fortsetzung des Krieges sprach. Jedes Signal in Richtung einer größeren Konzessionsbereitschaft ließ sich auch so interpretieren, dass der Gegner noch schwächer war als man selbst. Die eingestandene Friedensbereitschaft einer Seite konnte so die Hoffnung der anderen bestärken, die eigenen Ziele doch noch militärisch zu erreichen. In diesem Falle führte der erste Schritt in Richtung Frieden zur Fortsetzung des Krieges.

Viele Wege aus dem Krieg in den Frieden waren langwierig. So bestand der Westfälische Frieden von 1648, mit dem der Dreißigjährige Krieg endete, aus einer Reihe von Verträgen, die in Münster und Osnabrück unterzeichnet wurden. Vorausgegangen waren über fünf Jahre dauernde Verhandlungen. Auch nach diesen diplomatischen Anstrengungen hätte der Krieg noch lange nach seinem formalen Ende jederzeit wieder neu aufflammen können. Ähnlich prekär waren die Friedensschlüsse in den zwischen 1792

und 1815 fast ununterbrochen andauernden Kriegen der Französischen Revolution und Napoleons. Die Kriege rund um die Gründung des italienischen (1859/61) und des deutschen Nationalstaats (1864, 1866 und 1870/71) dauerten demgegenüber deutlich weniger lang. Der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck setzte auf schnelle militärische Siege und kurze politische Wege in den Frieden. Aber dieses Ideal wurde schon in den 1860er Jahren brüchig, als das Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges die Probleme der Friedenssuche in der Neuzeit wie unter einem Brennglas bündelte: in der traumatischen Erfahrung entgrenzter Gewalt über vier Jahre, die sich immer mehr auch gegen die Zivilbevölkerung an der Heimatfront gewandt hatte, im erstmals formulierten Konzept des «unconditional surrender», also der bedingungslosen Kapitulation der unterlegenen Seite, und im Beharren der ehemaligen Südstaaten auf der eigenen moralischen Überlegenheit sowie ihrem Kult um den «lost cause».⁸

Was das Ende eines langen Krieges bedeutete, den man sich als kurzen Krieg vorgestellt hatte, zeigte sich im Ersten Weltkrieg. Deutsche und Franzosen schlossen jedenfalls am 11. November 1918, dem Tag des Waffenstillstandes, oder am 28. Juni 1919 bei der Unterzeichnung des Versailler Vertrages keinen wirklichen Frieden miteinander. Beide Daten markierten mit dem Ende akuter Kampfhandlungen an der Westfront Europas oder dem Abschluss der Pariser Friedenskonferenz für das Deutsche Reich allenfalls formale Momente. Tatsächlich provozierten die Ergebnisse des mit Erwartungen überforderten Friedens von 1919 neue Verletzungen: durch territoriale Bestimmungen, Reparationen und die Betonung einer «Kriegsschuld», die zum Ausgangspunkt vielfältiger Revisionsobsessionen wurde, die nicht allein die deutsche Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre prägten. So sagt der Abschluss eines Friedensvertrages wenig über kollektive Haltungen aus, über mentale Verletzungen und langfristige Einstel-

lungen. Auf den Friedensschluss von Versailles folgte eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, die in der französischen Ruhrbesetzung 1923 von einem kalten in einen heißen Konflikt überzugehen drohte. Auch die von Gustav Stresemann und Aristide Briand in den Locarno-Verträgen von 1925 erreichte Garantie der Grenzen in Westeuropa änderte nichts daran, dass der Krieg in den Köpfen vieler Menschen präsent blieb. Als deutsche Truppen im Juni 1940 Frankreich innerhalb weniger Wochen besiegten, schien es vielen Deutschen, dass erst jetzt der Erste Weltkrieg ende: mit einem deutschen Sieg, der die unverstandene Niederlage von 1918 vergessen machte. So reichte der Schatten des Kriegsendes von 1918 sehr weit, und die von vielen Deutschen letztlich nicht akzeptierte Niederlage am Ende des Ersten Weltkrieges erwies sich als eine entscheidende Voraussetzung für den Erfolg der Erlösungsversprechen Adolf Hitlers.⁹

In den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts wurde die Gewalt gegen Soldaten und Zivilisten bis hin zu Genoziden und Bürgerkriegen entgrenzt. Dennoch unterschieden sich die Endphasen der beiden Weltkriege ab 1917/18 und 1942/43 auch voneinander. Während die meisten Deutschen bis in den Sommer 1918 noch auf einen möglichen Siegfrieden hofften, der alle bisherigen Opfer rechtfertigen werde, konnte von einem solchen Siegesvertrauen nach der Niederlage von Stalingrad 1942/43 keine Rede mehr sein. Und dennoch setzten sich Krieg und Holocaust weiter fort und steigerten sich. Dem Ersten Weltkrieg folgte ein Friedensvertrag, der den deutschen Nationalstaat von 1871 überleben ließ und nach 1919 Chancen auf eine friedliche Revision eröffnete. Der Zweite Weltkrieg endete in einer bedingungslosen Kapitulation, ohne formalen Friedensvertrag und mit dem Ende Deutschlands als klassischer Nationalstaat.¹⁰

Der Blick in die Vergangenheit lässt Kriege erkennen, die wie im 17. Jahrhundert erst nach langen Gewaltphasen langsam aus-

brennen und der Diplomatie nicht eher eine Chance geben. Historisch setzte erfolgreiche Diplomatie in vielen Fällen eine Einsicht der Akteure in die Erschöpfung der eigenen Ressourcen und Handlungsoptionen voraus. Erst wenn der Glaube an die Möglichkeit eines eigenen Sieges erodierte, wuchsen die Chancen auf eine Friedenssondierung. Doch davor verlängerten sich Kriege immer wieder durch sich selbst: Denn in vielen Kriegsgesellschaften wirkte angesichts der vielen Opfer und Lasten jede scheinbar vorzeitige Konzession, jede Friedensbereitschaft wie Defätismus und Verrat. So boten gerade die Endphasen vieler Kriege im 20. Jahrhundert, in denen Politiker und Militärs begannen, die Begrenztheit ihrer Ressourcen zu verstehen und die Fragilität der eigenen Kriegsgesellschaft realistisch einzuschätzen, häufig Anlässe, die Gewalt noch einmal zu intensivieren. In den letzten Monaten des Ersten Weltkrieges kam es zu einer regelrechten zweiten Mobilisierung und besonders hohen Verlusten.

Das galt im Zweiten Weltkrieg auch für die Phase ab 1943/44 in Europa und im Pazifik und reichte bis zum bislang einzigen Einsatz von Atomwaffen in einem militärischen Konflikt. Auch im Algerienkrieg Frankreichs kam es in der Endphase der 1950er und frühen 1960er Jahre zu einer Gewaltintensivierung. Auf dem langen Weg der USA aus dem Vietnamkrieg spielte die Ausweitung der Gewalt gerade nach der Einsicht in das sich abzeichnende Ende des Konflikts eine wesentliche Rolle. Es ging darum, für absehbare Friedensverhandlungen eine möglichst gute Ausgangsposition zu erlangen und dem Gegner die eigene Handlungsfreiheit vorzuführen. Zum Weg in den Frieden gehört also nicht allein die schmerzvolle Einsicht in die gegenseitige Erschöpfung, sondern immer auch die Bereitschaft zum taktischen Einsatz von Gewalt.

Kriege können auf unterschiedliche Weisen enden, zwischen denen in der Realität vielfältige Übergänge bestehen: durch den

militärischen Sieg einer Seite, durch ein militärisches Patt, durch einen auf einem Kompromiss beruhenden Friedensschluss, durch die Intervention Dritter oder durch die Überführung eines Krieges in einen Konflikt mit niedrigerer Gewaltintensität.¹¹ Die Kapitulation eines Staates konnte an Bedingungen geknüpft sein oder bedingungslos erfolgen, sie konnte erzwungen sein wie im Falle Deutschlands und Japans im Mai und September 1945, oder sie konnte freiwillig erfolgen, wie bei Hunderttausenden von Soldaten, die in den Endphasen von Kriegen das Vertrauen in die Fortsetzung des eigenen Kampfes verloren und freiwillig in die Gefangenschaft gingen. Onodas Schicksal schließlich verweist auf die Kluft zwischen der politischen Kapitulation eines Staates und dem individuellen Akt eines Soldaten, sich zu ergeben.

Was heißt das alles für unsere unübersichtliche Gegenwart?¹² Der Krieg in der Ukraine hat die Hoffnung auf schnelle Siege genauso enttäuscht wie die auf baldige Auswege oder ein mögliches «Einfrieren» des Konflikts. Er ist längst in einen unabsehbar langen Abnutzungskrieg übergegangen, in ein Nebeneinander von Kämpfen um konkrete Territorien und geschichtspolitische Räume, um Werte und Ordnungsmodelle, um globale Energie- und Nahrungsressourcen sowie kritische Infrastrukturen, um Bilder und Meinungen. Zudem ist er verbunden mit Konflikten innerhalb der westlichen Gesellschaften: um den Widerstand gegen die russische Aggression, um ihre weltweiten Implikationen und eine gerechte Verteilung der spürbaren Kriegslasten. Praktisch alle Optionen, wie ein Krieg enden kann, werden derzeit kontrovers diskutiert: von der Hoffnung auf die kriegsentscheidende Wirkung einer Offensive oder neuer Waffensysteme, über die Erschließung neuer Ressourcen und Partner, bis zur Forderung nach Kompromissen und Konzessionen einer Seite oder zu dem Ziel, durchzuhalten, bis die andere Seite, wenn schon nicht kapituliert, so doch wenigstens den Rückzug antritt.

Wenn aus Erschöpfung die Einsicht in die Notwendigkeit ernsthafter Verhandlungen wird und die Diplomatie eine Chance erhält, wird das Ende eines Krieges erkennbar; aber es ist zugleich immer auch ein schwieriger Übergang. Angesichts der dokumentierten Fähigkeit der Ukraine, mithilfe westlicher Waffen Territorien zurückzuerobern, sind dort die Erwartungen gestiegen, den Krieg erfolgreich fortzusetzen. Dahinter wird derzeit keine politische Führung in Kiew zurücktreten können, ohne die eigene Legitimation zu beschädigen – auch wenn die Erfolge auf dem Schlachtfeld sich nicht so einstellen sollten wie erhofft. Demgegenüber spricht Wladimir Putins bewusste Entscheidung, mit der Mobilisierung den Krieg und seine Opfer mitten in die russische Gesellschaft hineinzutragen, für eine erhebliche Risikobereitschaft – nach innen und außen. Denn im Wissen darum, dass die Verluste im Kontext der sowjetischen Intervention in Afghanistan ab 1979 maßgeblich zur Erosion der Sowjetunion beitrugen, geht es für ihn auch um das eigene politische und sogar physische Überleben.

Praktisch keine Analyse dieses Krieges kommt ohne historische Referenzen aus. Dazu gehören die zahllosen Analogien und Vergleiche, die von «München 1938» und «Anschluss» über «appeasement» und «containment» bis zum «Blitzkrieg» reichen. Die Versuche, den Krieg zu verstehen, ihn auf den Punkt zu bringen und die Unübersichtlichkeit zu strukturieren, sind voller Anklänge an die Krisenvokabeln der späten 1930er Jahre, als der lange Nachkrieg schon wieder in einen Vorkrieg überzugehen drohte. Und nicht zufällig wirken viele Reden des ukrainischen Präsidenten auch deshalb so eindringlich, weil sie sehr bewusst an historische Momente erinnern und daran das Verhalten in der Gegenwart messen, etwa im Verweis auf die Rolle Winston Churchills im Zweiten Weltkrieg oder auf den Moment von Pearl Harbour 1941.¹³

Man kann die aktuellen Krisen nicht an die Geschichte delegieren. Geschichte wiederholt sich nicht, und sie liefert auch keine Blaupausen für Entscheidungen. Aber sie zeigt in einem großen Reservoir über Zeiten und Räume, welche Konstellationen warum zu welchen Ergebnissen führten. Sie offenbart Verlaufsmuster und Handlungslogiken genauso wie Ambivalenzen und paradoxe Situationen, und sie immunisiert gegen einfache Erklärungen, Analogien und Vergleiche. In diesem Sinne fordert Geschichte zur Auseinandersetzung heraus. Sie erlaubt durch den Blick auf das Entfernte jenen Abstand zu gewinnen, der uns klarer sehen und mehr erkennen lässt. Der Blick auf Kriege der Vergangenheit zeigt, warum es lohnt, sich auf diese Geschichte einzulassen, um in der Gegenwart besser zu verstehen, wie Kriege zu Ende gehen.